

## Feuilleton/Medien

### Sprecht mich bloß nicht heilig!

Der russische Pianist Grigory Sokolov zwingt sein Publikum in der Philharmonie in die Realität

VON CLEMENS HAUSTEIN

**D**u liebe Güte, kann der Mann laut spielen. Oha! – denkt man sich, als Grigory Sokolov in Schumanns Arabeske die Bassnoten im Abgesang des Themas rupft, als gelte es hier eine Gans küchenfertig zu machen. Hallo? – staunt man, als der erste Zwischenteil unter Sokolovs Händen sich vom Klageweinen zum Klagegeheul ausweitete, vorgelesen, so wirkt es, mit der Kraft eines ganzen Chores von Klageweibern. Und was anschließend im zweiten, grimmig marschierenden Satz der Schumann-Fantasie passiert, macht dann doch sprachlos.

Sokolov drischt die Bässe, dass es klirrt und kracht, eine ganze Kompanie Soldaten marschiert hier im Stechschritt vorbei. Nein, eigentlich ist es noch viel schlimmer: Diese Kompanie trampelt über Menschen hinweg, die hilflos am Boden liegen, immer geradeaus, brutal. Der „durchaus energisch“ vorzutragende Satz der Schumann-Fantasie: hier in großen Teilen ein Bild des Grauens. Schöne, heile Konzertsaalwelt: Sokolov will bei seinem Klavierabend am Donnerstag in der Philharmonie nichts davon wissen.

Dabei ist es nicht so, dass er Abwegiges in Schumanns Musik hineinfantasieren würde. Tatsächlich schreibt der Komponist an jener Stelle zu Beginn der Arabeske Staccatopunkte im Bass. Nur werden sie gewöhnlich im Sinne der Vortragsbe-



PHILHARMONIE

Als wollte er mit kratzbürstigem Spiel die Zuhörer erden: Grigory Sokolov.

zeichnung „Leicht und zart“ abgemildert. Sokolov hingegen entdeckt hier die aggressive Kehrseite des Zarten. Und auch die entsetzliche Polterei im zweiten Satz der Fantasie hat ihre Berechtigung.

**Eine unschöne Kraft im Schmutz**  
Unaufhaltsam marschiert der Bass nach unten, wobei Schumann eigenartig schmutzige Akkorde verwendet: Hinzugefügte Sekunden und Terzen machen die Strahlkraft der Oktaven zunichte. Das lassen Pianisten gern unter den Teppich zurückgenommenen Wohlklänge verschwinden: Der Russe Sokolov dagegen entdeckt im Schmutz dieser Akkorde eine unschöne Kraft, die außer Rand und Band gerät. Tri-

umphal fängt dieser Satz ja an, nun mündet der Triumph in einen Exzess des Entsetzlichen.

Das ist so schmerzlos radikal, wie es sich zur Zeit vielleicht kein Pianist traut, der noch darum kämpfen muss, weitere Konzerteinladungen zu erhalten. Es ist so radikal, dass man schon überlegt, ob Sokolov, der sich vor Hymnen und Heiligensprechungen ja kaum mehr retten kann, hier gar eine Lektion zu erteilen versucht: Passt bloß auf, wenn ihr denkt, ich sei zum braven Mainstream-Pianisten geworden, nur weil mir alle zujubeln, dann habt ihr euch schön getäuscht! Als wolle er, der nur ein einziges Mal sekundenkurz lächelt, als er Blumen überreicht bekommt, mit kratzbürsti-

gem Spiel das Publikum erden, das sich von ihm erwartungsfroh in Glückswallungen versetzen lässt.

Denn neben der Radikalität in der Darstellung erstaunt an diesem Abend auch, wie sehr Sokolovs Spiel der Realität verbunden ist. Selbst beim großen Traumweltengänger Frédéric Chopin. Zwei Nocturnes op. 32 spielt er zu Beginn des zweiten Teils, taghell sind sie im Klang und so mediterran ausgesungen, als wäre hier nicht ein schwergewichtiger Pianist sondern ein schwergewichtiger Tenor am Werk. Das bleibt auch bei der b-Moll-Sonate so; immer wieder komponiert Chopin träumerische Haltepunkte in diesem Aufruhr der Musik. Sokolov gestaltet auch sie mit gewaltig singendem Ton, so dass bald nur noch diese beiden Aspekte übrigbleiben: bitterböses Donnern der Oktaven und saalfüllendes Singen. Feinere Zwischentönen gibt es erst im berühmten Trauermarsch der Sonate zu hören, der Sokolov grandios gerät: zwischen Versunkenheit und wütendem Ausbrechen wechselnd, endlich auch mit einem nicht nur vordergründigen, sondern durchscheinenden Ton, der neue, ferne Welten aufschließt. Genau hier – im Trauermarsch – ist es, dass bei Sokolov erstmals an diesem Abend ungehörte Schönheit zu hören ist. Eigenartig. Und sehr anstrengend. Noch beim Nachhauseweg meint man Sokolovs bohrenden Tenor-Zeigefinger im Nacken zu spüren.